



Volker Streiter, geboren im westfälischen Soest, ließ sich nach seiner Polizeiausbildung in Köln nieder. Als Polizist streifte er durch Trabantenstädte wie Millionärshäuser, war Einsatztrainer und ist Teil der »Stadtteipolizei«. In der Freizeit lässt er aus Spaß am Schreiben und der Faszination für die Natur in schönen Gegenden morden.

VOLKER STREITER

NACHT ÜBER FÖHR

HISTORISCHER KÜSTEN KRIMI

In diesem Roman leben einige historische Figuren wieder auf, deren beschriebenes Wesen jedoch rein fiktiv ist. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen wären rein zufällig. Die Handlung des Romans ist frei erfunden.
Im Anhang findet sich ein Personenverzeichnis.

emons:

Für Chris E.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: privat
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Christine Derrer
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2018
ISBN 978-3-7408-0286-8
Historischer Küsten Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*Geschichte ist Dichtung, die stattgefunden hat.
Dichtung ist Geschichte, die hätte stattfinden können.*
André Gide

NEBELSCHWADEN

Klagend zerrte die Frau an ihren nassen Haarsträhnen, ihr grobes Kleid war lehmverschmutzt. Verzweifelt biss sie sich in den Handrücken.

Sie starrte zu dem ringförmigen Erdwall, wo zwei Schatten im taubenblauen Licht mit kräftigen Bewegungen um etwas zu ringen schienen. Feuchte Schwaden flogen über die Kämpfenden hinweg, die weit ausholend aufeinander einschlugen.

Unmöglich, das genaue Hin und Her zu erfassen. Stand jetzt der eine über dem andern? Hatte der Stehende etwas in der Hand und hob seinen Arm wie zum letzten Schlag?

Sie fuhr sich übers Gesicht. Erneut wehte der Wind einen Nebelvorhang vor die Szenerie. Als der sich endlich hob, lag der Erdwall in Stille und menschenleer da. Das aber steigerte nur noch die Unruhe der Frau, ihre dünnen Finger verkrampften sich in den Haaren.

»Aber Mutter, was machst du denn hier?«

Die helle Stimme des Mädchens ließ sie herumfahren. Mit sehniger Hand deutete sie auf den Ringwall, ihre Lippen formten Worte. »Ich habe ihn gesehen«, stammelte sie, »den Wikingergeist. Er ist auferstanden. Ein großer Dämon in blauem Licht. Viele werden kommen, um zu töten. Sie holen uns alle. Laura, versteck dich. Ja wirklich, ich weiß es, der Wikinger hat deinen Vater erschlagen. Krino, oh mein Krino!«

Traurig sah Laura in das müde Gesicht ihrer Mutter und schüttelte den Kopf. Dann nahm sie ihre Hand.

»Ach, das hast du gewiss geträumt. An der Lembecksburg gibt es keine Geister, auf ganz Föhr nicht. Und von der Burg ist allein dieser runde Wall geblieben. Außerdem gehören die Wikinger längst der Ewigkeit, so wie Vater. Den hat die See.«

Sie fasste ihre Mutter am Arm, um sie von der einsamen Weide wegzubekommen.

Entfernt schälte sich in westlicher Richtung ein schlanker Einspänner aus dem Dunst, er würde die Burg über die weit und breit einzige Straße passieren. Erschrocken sog Laura die Luft ein. Der helle Pferdekörper des Falben mit seiner dunklen Mähne war gut zu erkennen, Wagen und Kutscher dagegen gaben nur ihre Umrisse preis.

»Komm schnell«, rief Laura und wollte hastig weiter, was leidlich gelang.

Als sich erste Hausdächer am Horizont zeigten, zog Laura ihre Mutter auf einen verlassenem Weg, der um das vor ihnen liegende Dorf herumführte. »Ich will nicht, dass dich jemand so sieht. Der Pastor hat schon gedroht, dich nach Århus zu schaffen. Aber du sollst nicht in so eine grässliche Anstalt, und ich mag nicht allein bleiben. Dann bestimmen die Männer der Gemeinde, was aus mir wird. Nein, das will ich nicht. Und du bist ja auch nicht immer so. Man darf ihnen überhaupt keinen Grund geben, dich wegzuschicken.«

Stumm und wie in Trance ließ ihre Mutter sich führen. Mit ihrem strähnigen Haar, dem nassen und verdreckten Kleid, ja ihrer ganzen Erscheinung wirkte sie wie eine Delinquentin auf dem Weg zum Schafott.

Prüfend sah Laura in die Dämmerung. Sie war ein Mädchen von dreizehn Jahren, gerade gewachsen und mit blauen Augen. Ihre blonden Zöpfe trug sie derart geflochten, dass sie wie Schaukeln um ihre Ohren hingen. Ihr dünner, kaum erblühter Körper steckte in einer hellen Bluse und einem grauen Rock, ein Schultertuch gab ihr etwas Wärme. Sie lief barfuß, die allzu kalte Zeit sollte erst noch kommen.

Solange ihre Mutter in diesem entrückten Zustand war, wollte sie sie möglichst unauffällig nach Hause bringen. Laura war es unangenehm, sich mit ihr zu zeigen. Wie es schien, hatten die herbstlichen Nebelschwaden und das schwindende Licht dafür gesorgt, dass die Leute längst in ihren Häusern waren. Mit etwas Glück würde niemand sie sehen. So zerrte sie ihre Mutter am Arm vorwärts und lenkte sie vom Erdwall,

der Lembecksburg genannt wurde, am Dorf Borgsum vorbei nach Goting. Diese aus niedrigen Katen bestehende Siedlung war ihr Zuhause und lag am südlichen Rand der Insel Föhr.

Kaum waren sie zu Hause angekommen, fasste ihre Mutter sich im dunklen Flur an den Kopf und stöhnte. Laura wusste, was nun kommen würde.

»Was war nur wieder los mit mir?«, klagte ihre Mutter und tastete sich an der Wand entlang. »Kind, dieser Schmerz, er sticht und rast. Ich muss mich setzen. Machst du mir einen Tee? Du weißt ja, welche Kräuter ich brauche.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ließ sie sich auf einem Lehnstuhl in der Stube nieder. Während sich Laura in der Küche mit dem schweren Wasserkessel abmühte und ihn über die Feuerstelle hängte, schien das Bewusstsein ihrer Mutter klarer zu werden. Doch in ihrem Blick lag eine neue, andere Traurigkeit.

»Wo ist eigentlich dein Bruder?«, rief sie nach einer Weile durch die geöffnete Stubentür. »Sollte der nicht nach den Ziegen sehen? Dass der sich immer rumtreiben muss.«

»Ingwer ist bestimmt noch in Wyk. Wir brauchen das Geld. Bald ist die Badesaison vorüber, und dann gibt ihm keiner mehr eine Stelle als Hausbursche. Die eine feste genügt ja nicht«, antwortete Laura und reichte ihrer Mutter einen Becher dampfenden Tee.

»Ja, fleißig ist er«, murmelte die und pustete gedankenverloren in die heiße Flüssigkeit. »Aber seltsam, kaum ist er aus dem ewigen Eis zurück, ist er auch hier kaum zu Hause. Immer hat er irgendwo zu tun.«

»Mutter, er arbeitet. Sei nicht ungerecht. Wenn er sich nicht bei anderen Leuten verdingt, lernt er in der Rechenschule. Er will ja unbedingt zur See fahren.«

Ihre Mutter starrte vor sich hin. Dann schüttelte sie leicht den Kopf. »Er ist sehr flatterhaft. Ein unruhiger Geist, den es kaum am Boden hält. Der nächste Sturm wird ihn davonblasen.«

DUNKLER KAI

Johann Georg Kohl trat an den Bug des Zweimasters und schaute in die kalte Nacht. Vor ihm lösten sich eine Handvoll Lichter aus der klammen Schwärze, die ihn umgab. Das Segelschiff glitt lautlos auf die Küste zu. Fröstelnd schloss er seinen Reisemantel, drückte den Zylinder in die Stirn und schlug den Kragen hoch. Er war ein Mann von siebenunddreißig Jahren, dessen leicht nach unten hängender Schnauzbart zu seinem Leidwesen bereits zu ergrauen begann. Bald würde er die Insel Föhr betreten und mit seinem Bericht beginnen. Nach diesem ersten Eiland sollten andere folgen. Neugierig fragte er sich, wie der Badetourismus, dieser Zeitvertreib der besseren Gesellschaft, sich auf die eher einfache Lebensweise der Inselfriesen auswirkte.

»Dass man aber auch zu einer so grässlichen Zeit übersetzen muss«, seufzte eine junge Frau, die sich unbemerkt zu ihm gesellt hatte. Der schwache Schein einer Laterne beleuchtete von der Reling her ihr von einer Haube umrahmtes Gesicht.

Makellos und ein bisschen wächsern, dachte Kohl und legte zum Gruß die Hand an den Rand seines Zylinders. Natürlich war ihm die Dame bereits unter den Passagieren aufgefallen, als man vom Festland aus in See gestochen war. Ihr Haar war gänzlich bedeckt, über ihren Schultern lag ein gestricktes Tuch. Während der Überfahrt hatte sie sich in eine Ecke des Zweimasters zurückgezogen und schien am Treiben auf dem Schiff nicht sonderlich interessiert.

»Ja, nun, meine Dame, man hätte sich auch für eine Kutschfahrt durch das Watt entscheiden können. Die Fahrt soll gar nicht so lange dauern. Aber den Zeitpunkt haben wir wohl verpasst. Leider kann der Mensch sich nicht gegen die Gezeiten stellen«, erklärte er und strich über seinen Oberlippenbart. »Wenn dann die Fluten sich anbieten, uns um zwei Uhr in der

Nacht an ein neues Gestade zu spülen, so dürfen wir uns dem nicht verweigern. Luna bestimmt ihr Auf und Ab.« Mit diesen Worten blickte er nach oben und deutete auf die schmale, immer wieder durch Wolken verdeckte Mondsichel.

»Luna und die Gestade«, wiederholte die Dame und lächelte. »So etwas hört man selten auf einer Überfahrt nach Föhr. Selbst die Kurgäste, die das eintönige Leben unserer Insel bereichern, sprechen nicht so romantisch. Fast könnte ich meinen, Sie seien ein Dichter.«

»Reiseschriftsteller«, antwortete Kohl lächelnd und verbeugte sich leicht. »Johann Georg Kohl, zu Ihren Diensten. Ich bereise die Welt und berichte meinen Lesern über Land und Leute. Nach einem ausgiebigen Aufenthalt in den Weiten Sibiriens möchte ich den Menschen die Reize dieser Küste näherbringen. Dazu ist es natürlich unverzichtbar, die Besonderheiten Föhrs zu erwähnen.«

»Heinke Kerstina Emma Kühl, im praktischen Leben kurz Emma Kühl.« Sie hob ihr Kleid eine Handbreit und knickste. »Als stolze Wykerin muss ich Ihnen da recht geben. Föhr ist einzigartig. Wie erfreulich zu hören, dass die Schönheit meiner Insel nun eine weite Verbreitung erfahren wird. Werden Sie länger bleiben? Und wo gedenken Sie zu logieren?«

»Die Kurverwaltung konnte mir eine Herberge vermitteln. Trotz des ausgehenden Sommers scheinen die Möglichkeiten einer adäquaten Unterkunft begrenzt. Der Apotheker in Wyk war so freundlich, mir noch Obdach zu gewähren.«

»Apotheker Leisner? Ja, richtig, er hat eine kleine Wohnung in seinem Haus, die er Gästen zur Verfügung stellt. Wie praktisch für Sie, nicht wahr? Ganz zentral in unserem Städtchen gelegen, nahe bei all denen, die auf der Insel etwas darstellen oder uns in der Saison beehren. Ich wohne mit meiner Mutter nicht weit von der Apotheke entfernt. Große Straße 15. Nach dem Tod meines Vaters haben wir leider die Dienstwohnung verloren, er war der Zollverwalter. Und so mussten wir uns in einer kleinen Wohnung unter dem Dach einrichten.«

Einen Moment legte sich ein Hauch von Bedauern auf ihre Miene. Dann fuhr sie munter fort: »Gegenüber hat im letzten Jahr der berühmte Dichter Hans Christian Andersen logiert. Sie werden von ihm gehört haben. König Christian hatte ihn eingeladen, ihm vorzulesen, und so ist er eigens für ein paar Tage zu uns übersetzt und hat die Hofgesellschaft mit seinen Märchen erfreut. Seine Majestät ist dann auch mit ihm nach Amrum in die Dünen und auf die Halligen gefahren. Für meinen Geschmack war der Dichter etwas zu geziert und zerbrechlich, da scheinen Sie mir ja von ganz anderem Korn. Wer weiß, vielleicht haben Sie ja Lust und die Güte, meiner Mutter und mir bei einem Tee über die weite Welt zu berichten? Es würde uns sehr freuen.«

Kohl nickte der Dame verhalten zu, die ihn unbekannterweise im Dunkel der Nacht auf einem Zweimaster zum Tee einlud. Wie oft hatte er schon erlebt, dass das Wort »Schriftsteller« Türen und Münder öffnete.

»Ich möchte natürlich nicht, dass Sie einen falschen Eindruck von mir bekommen«, setzte Emma Kühl hastig nach und zog das Schultertuch enger. »Selbstverständlich lade ich nicht jeden Überfahrer zum Tee, der sich anheischig macht, unsere Insel zu besuchen. Aber einen Schriftsteller haben wir nun dann doch nicht alle Tage zu Gast.«

»Da habe ich ja Glück.«

»Meine liebe Mutter würde mich schelten, ließe ich die Gelegenheit zu etwas Kulturleben verstreichen. Und wer weiß, vielleicht fällt ja auch das ein oder andere Inselgeheimnis für Sie ab. Aber sehen Sie, die Lichter am Anleger kommen immer näher. Gleich sind wir da.«

Kohl rief sich die Karte Föhrs in Erinnerung. Der Hafenort lag am unteren rechten Rand der runden Insel. Überhaupt schienen sich die meisten Dörfer dieses Eilands in der südlichen Hälfte zu befinden.

Hinter ihnen griffen die Mitreisenden nach ihrem Gepäck und drängten neugierig gegen die Reling. Dabei war bis auf die

Schemen wartender Handlanger am Rand des Hafenbeckens nichts weiter zu erkennen. Der Zweimaster legte an, und zwei Matrosen schoben einen mit einem Handlauf versehenen Holzsteg zwischen Schiff und Insel, sodass die Passagiere sicher, wenn auch schwankend, ihr Ziel erreichten. Kaum hatten diese festen Boden betreten, mühten sich die Arbeiter im Schein der blakenden Öllichter mit großen Koffern und Säcken ab, trugen sie per Hand oder luden sie auf Schubkarren. Manches wurde am Kai gestapelt.

Kohl, der darauf wartete, dass sich jemand um seinen schulterhohen Reisekoffer kümmerte, beobachtete das Treiben. Plötzlich wahrte er eine Silhouette, die sich aus dem Dunkel der Nacht löste. Eine ganz in Schwarz gekleidete Frau schritt langsam auf das Schiff zu, in ihren Bewegungen einer Schlafwandlerin gleich. Den Kopf trug sie mit einer Haube auf eine Weise bedeckt, dass auch Mund und Nase verhüllt waren. Für einen Moment dachte er an die Männer der Tuareg in der Sahara, die sich ähnlich ver mummt vor dem Sand schützten. An ihrer Hand baumelte ein fast leerer Leinensack.

Als hätte er die Gestalt erwartet, zeigte sich der Kapitän an Bord und ging ihr mit einem Sack über der Schulter entgegen. Wortlos stellte er ihn auf den Kai und griff nach dem ihren.

»Nachrichten aus Flensburg?«, fragte sie mit gedämpfter Stimme.

»Die ›Louise‹ hat zweitausendsiebenhundert Robben erschlagen und drei Fische«, antwortete der Kapitän in ruhigem Ton, grüßte und ging wieder an Bord.

Die Frau lud den neuen, deutlich volleren Sack auf die Schulter und verschwand gemessenen Schrittes in der Nacht.

Kohl war fasziniert. Was für eine seltsame, ja geheimnisvolle Szene. Eine derart rätselhafte Übergabe von was auch immer war ihm noch nie untergekommen. Sollte er Zeuge geheimer Codeworte geworden sein?

Emma Kühl trat neben ihn und lächelte. »Ich darf also hoffen, dass wir uns bei einem Tee wiedersehen?« In ihrer Hand

hielt sie eine Reisetasche aus derbem Stoff, die sie hin und her pendeln ließ.

Kohl, der in Gedanken noch beim Kapitän und der schwarz gewandeten Frau war, meinte: »Große Straße 15, das habe ich nicht vergessen. Aber bitte sagen Sie, wer war die Frau gerade? Wohnt sie auf der Insel?«

»Das war die Postfrau, warum? Irgendwie müssen die Briefe ja eingesammelt und transportiert werden. Nun, wie verbleiben wir?«

Langsam richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf Emma Kühl, die ihn erwartungsfroh ansah.

»Wenn ich mich etwas eingerichtet habe, komme ich gern auf eine Schale Tee vorbei«, sagte er mit einem Lächeln. »Heh, du da! Ja, du. Bist du frei? Hier ist ein Koffer zu transportieren.« Während sich der junge Kerl, den er angerufen hatte, lässig auf ihn zubewegte, sah er sich noch einmal nach seiner neuen Bekanntschaft um. Doch die war in die Nacht entschwunden. Kohl schaute auf den Träger, der ihm gegenüberstand, ein kräftiger Junge von vielleicht fünfzehn Jahren. Der nahm seine Kappe ab und fuhr sich durch das wilde dunkle Haar. Seine breite Nase passte für Kohl gut zu der Statur, die an harte Arbeit gewöhnt war, wie es schien.

»Uns Werth, was gibt es zu tun?«, wollte der junge Mann mit ernstem Blick wissen.

Kohl wies auf seinen großen Schrankkoffer, der einsam auf dem Pflaster stand. »Den kleinen hier in der Hand trage ich allein. Aber wie willst du denn das schwere Gepäck bis ins Zentrum schaffen? Der Koffer ist fast so hoch wie du und hat gewiss mehr Gewicht.«

Der Träger zuckte mit den Schultern und sah sich suchend um. Inzwischen waren die meisten Reisenden samt ihrer Fracht von der Anlegestelle verschwunden. Auf einmal legte er zwei Finger auf die Lippen und pfiff durchdringend. Dann winkte er einem seiner Kollegen zu.

»Leih mir deine Schubkarre, ich habe eine Fuhre«, rief er.

Nachdem die beiden Kohls Reisekoffer mit vereinten Kräften auf die Karre gehievt hatten, schob der junge Mann die Ladung vom Wasser weg den sandigen Weg entlang bis ins Zentrum des kleinen Ortes. Häuser und Straßen lagen in stiller Dunkelheit da. Lediglich das bescheidene Mondlicht, das sich auf die getünchten Fassaden legte, gab etwas Orientierung. Inzwischen mochte es drei Uhr morgens sein, und bis auf zwei schreiende Katzen war kein Leben zu sehen.

»Ich bin beim Apotheker Leisner untergekommen. Weißt du, wo das ist?«

Kohl hatte beobachtet, wie der junge Kerl sich mit dem schweren Gepäck abmühte. Immer wieder wechselte der Untergrund ihres Weges zwischen Sand und Pflaster. Das machte es nicht einfacher, und er war besorgt, dass sein Koffer von der schwankenden Karre in den Dreck stürzte.

»Das ist nicht mehr weit, mein Herr, wir sind jetzt mitten in Wyk.«

Bald zeigten sich einige Läden mit niedrigen Schaufenstern. Überhaupt, das schien Kohl bereits sagen zu können, bestand Wyk mehrheitlich aus eingeschossigen Häusern, deren Erscheinungsbild von hohen Dächern aus Reet und Pfannen bestimmt wurde. Noch einmal schwenkte sein Träger um eine Hausecke, dann hielt er an und deutete auf ein Ladenschild, das über ihnen im leichten Wind baumelte. Sie standen vor der Apotheke, die wie der Rest des Ortes stumm dalag.

Der junge Kerl schritt zu der Haustür, die neben dem Geschäft lag, und griff entschlossen nach dem Türklopfer. Laut dröhnte das geschlagene Eisen. Bald zeigte sich ein Licht im Haus, und ein Mann trat heraus. Mit neugierigem Blick hielt er den nächtlichen Besuchern sein flackerndes Öllicht vor die Gesichter, es roch nach brennendem Waltran. Der Lichtschein fiel auch auf seine ausgedehnte Halbglatze, und sein Kopf mit dem dunklen gewirbelten Schnauzbart wirkte gemessen an der Breite der Schultern übergroß.

Er mag noch keine vierzig Jahre alt sein, bedauerte Kohl

sein Gegenüber um das fehlende Haar und war erfreut über das abwesende Misstrauen, das man eigentlich bei einer Störung mitten in der Nacht hätte erwarten dürfen. Schwungvoll zog er seinen Zylinder.

»Sind Sie Herr Kohl? Ich bin Ihr Gastgeber, der Apotheker Martin Leisner. Natürlich habe ich Sie schon erwartet.«

Leisner war noch vollständig bekleidet und trug eine samtene Hausjacke. Er reichte Kohl die Hand und deutete auf den großen Koffer. »Dann wollen wir den mal reinschaffen. Sie scheinen sich ja ordentlich ausstaffiert zu haben.«

Kohl nahm an seinem Gastgeber einen merkwürdigen Geruch wahr. Schwer zu sagen, was genau der Apotheker ausdünstete. Der übergab ihm kommentarlos das Öllicht und machte dem Träger ein Zeichen, mit ihm das Gepäckstück ins Haus zu bugsieren. Kohl folgte und beleuchtete ihnen den Weg in sein vorübergehendes Zuhause, so gut es ging. Ihm schlug eine Wolke aus stechenden Düften entgegen, dabei hatte er sich gerade die lange Fahrt über an den Geruch frischer Seeluft gewöhnt. Der Apotheker schien allerhand Substanzen im Haus zu lagern, deren Ausdünstungen sich auch auf ihn gelegt hatten. Ob er welche in so einem Maß konsumierte, dass seine Haut dadurch getränkt war? Vielleicht würde er ihm einige davon vorstellen, freute sich Kohl, hoffte aber auch darauf, in seinem Zimmer von den Gerüchen verschont zu bleiben.

Sie folgten dem Flur bis zur letzten Tür auf der linken Seite und traten ein. Leisner und der junge Mann ließen den großen Reisekoffer ächzend zu Boden, und Kohl schritt an ihnen vorbei in den Raum. Mit dem Licht in der Hand beleuchtete er eine möblierte Stube, deren einzelne Stücke ganz nach der Mode gefertigt waren. Ja, es gab sogar fein gestreifte Tapeten. Links stand ein Kanapee an der Wand, zu dem ein einbeiniger, runder Tisch und ein bequemer Lehnstuhl gehörten. Geradeaus führte die nächste Tür in einen weiteren Raum, vermutlich die Schlafkammer. Auf der anderen Seite der Stube, gegenüber der Sitzgruppe, fiel der Schein seiner Lampe auf einen Sekretär, der

unter dem Fenster stand. Auf der Schreibfläche lag ein seltsamer heller Gegenstand.

Kohl schob den ersten Gedanken beiseite, schüttelte irritiert den Kopf und ging darauf zu. Erschrocken zuckte er zusammen. Tatsächlich, im Lichtschein erkannte er zweifelsfrei eine Skeletthand. Doch nicht nur das. Der Hand folgte ein Arm, der zu einem Skelett gehörte, das neben dem Sekretär im Dunkeln stand.

Wie jemand, der sich beim Diktieren auf einen Schreibtisch gestützt hatte und dabei verhungert war, dachte Kohl. Verwirrt fuhr er herum. In den Augen des Apothekers spiegelte sich das flackernde Lampenlicht, der junge Kerl grinste.

DIE GRENZE

Kohl tastete aus seinem Bett heraus nach der Taschenuhr auf dem Nachttisch. Acht Uhr. Das Knarzen getretener Holzdielen, das Schlagen eines Schürhakens und das grobe Zuwerfen einer Tür zeigten ihm unmissverständlich, dass die kurze Nacht vorbei war. Aber er hatte ohnehin nicht gut geschlafen, auch wenn er nach seiner Ankunft in der Nacht hundemüde ins Bett gefallen war. Die enge Schlafkammer lag neben der Stube, die ihn mit ihrem skelettierten Bewohner begrüßt hatte. Bei der Erinnerung an den nächtlichen Schrecken musste er lächeln.

Als hätte er selbst nicht verstanden, was er gerade sah, war Apotheker Leisner mit dem Ausdruck des Entsetzens auf das Skelett zugestürzt und hatte es auf seinem rollbaren Ständer unter Verbeugungen und Entschuldigungen murmelnd hinausgeschafft. Währenddessen hatte Kohl den jungen Träger mit einigen Geldmünzen entlohnt. Der hatte sich grinsend an die Mütze getippt und war mit den Worten »Auf dass das Frühstück Ihnen besser bekommt als Ihrem Vorgänger« im dunklen Flur verschwunden.

»Ich hatte der Deern gesagt, sie solle das Schaustück abstauben. Aber dass sie es dann ausgerechnet hierhin verfrachtet hat ... ich bin untröstlich.« Leisner stand mit verdrießlicher Miene im Raum. »Was für eine Überraschung zu nächtlicher Stunde. Doch ich bin gewiss, nach einem erquickenden Schlaf wird Sie unsere Insel mit ihrem Seebad wohltuend in die Arme schließen.«

Er wies auf die Schlafstube. »Das Waschwasser ist frisch, und ich hoffe, auch sonst ist alles zu Ihrer Bequemlichkeit gerichtet. Wenn ich Ihnen dann eine gute Nacht wünschen darf, in der Frühe werden wir sicherlich noch Gelegenheit haben, uns näher bekannt zu machen.«

Kohl nickte abwesend und war froh, als Leisner ihn allein

ließ. Schnell legte er den Fenstergriff um, denn in seine Unterkunft hatte sich, wenn auch verhalten, ebenfalls der Apothekenduft hereingeschlichen. Nachtluft strömte ins Zimmer.

Nun, am Morgen, trat er barfuß und noch im Nachthemd an das Fenster. Dieses, wie auch das der Stube nebenan, ging hinaus auf einen Garten, der eher einer Bauernwiese glich. Im trüben Licht des Tages sah er zwei angepflochte Ziegen, die dort unweit einiger Bienenstöcke grasten. Astern blühten am Wiesenrand. Das Stück Land war eingerahmt durch einen Zaun, vor dem Johannisbeerbüsche wuchsen. Andere Gärten schlossen sich an und bildeten ihrerseits die Rückseite der Häuserzeile, in der die Apotheke lag. Kohl, weit gereist, wusste, dass viele dieser Landstücke zur Selbstversorgung ihrer Bewohner mit Kartoffeln und allerlei Gemüse genutzt wurden. Den Luxus, oder war es eher die Faulheit, das Land so unbestellt zu lassen, konnten sich die wenigsten leisten.

Es klopfte an der Stubentür, und eine kräftige Frauenstimme fragte, ob er nun sein Frühstück wolle. Für Kohl lag etwas Vorwurfsvolles in ihrem Tonfall. Als ob er den Vormittag verschlafen hätte. Durch die geschlossene Tür erbat er sich eine halbe Stunde und widmete sich der Morgentoilette. Das kalte Wasser auf Gesicht und Oberkörper machte ihn gänzlich wach. In Erinnerung an die ersten Schritte, die er diese Nacht in das Haus gesetzt hatte, sog er konzentriert die Luft ein. Ja, diese merkwürdige Mischung fremder Gerüche lag immer noch in den Räumen. Er schlüpfte in seine Hose und ging zu dem großen Reisekoffer, der verloren in der Stube stand. Mit etwas Rütteln und Schieben gelang es ihm, das Gepäckstück so neben dem Schreibtisch zu platzieren, dass es wie ein Möbelstück wirkte. Auf Reisen hatte er sich angewöhnt, die immer neuen Unterkünfte mit einer ähnlichen Anordnung seiner Sachen zu möblieren und so die Illusion von vertrauter Umgebung zu erzeugen.

Für diesen ersten Tag auf Föhr wählte er ein frisches Hemd und eine rote Seidenschleife anstatt eines Halstuches. Vor dem

Spiegel der Waschkommode stehend, gab er mit Haaröl seiner Frisur den letzten Schliff, strich über seinen Schnauzbart und schlüpfte in Strümpfe und Schnürstiefel. Er war versucht, beim Frühstück auf eine Weste zu verzichten, aber er entschied sich anders. Der Form sollte voll Genüge getan werden. Kaum hatte er alle Knöpfe geschlossen, verstaute er seine Taschenuhr und ging zur Flurtür.

»Ich wäre dann so weit«, rief er und trat zurück in den Raum.

Wenige Augenblicke später tischte ihm eine kräftig gewachsene Hausmagd in der Stube das Frühstück auf, nachdem sie ihn mit einem fröhlichen »Moin« begrüßt hatte. Mit ihren dicken geflochtenen Zöpfen, die sie zu Schnecken gelegt hatte, ihren geröteten Wangen und ihrem zupackenden Wesen war sie ihm ein Schaubild des gesunden Landvolks.

»Ich bin nach meinen knapp fünf Stunden Schlaf nicht etwa zu spät aufgestanden?«, wollte er wissen. Seine Mundwinkel deuteten ein Lächeln an.

»Ja nun, gnädiger Herr, wir sind im Haus bereits seit einiger Zeit auf den Beinen. Der erste Morgen ist für die Gäste immer ein bisschen holprig. Aber zu langes Ruhen soll ja auch nicht gesund sein. Und im Badehaus geht es jetzt los. Sie sind natürlich wegen der Kuren hier?«

Kohl wiegte den Kopf, endlich nickte er.

Die Magd brummte zufrieden, dann deutete sie auf den Frühstückstisch. »Die Konfitüre ist selbst gemacht, und der Käse kommt von Osterland«, erklärte sie, während sie das Geschirr zurechtschob und ihm Kaffee eingoss. »Das Brot ist vom Bäcker ein paar Häuser weiter.«

Kohl lächelte, fasste die Tasse und trank einen Schluck. »Und das hier ist echter Bohnenkaffee«, kommentierte er, »und kein Gebräu aus irgendwelchen gerösteten Getreidekörnern. Erklären Sie jedem Ihrer Gäste, wo Ihr leckeres Frühstück herkommt?« Neugierig sah er die Magd an, deren Wangenrot kräftiger wurde.

»Sind Sie nicht ein Gelehrter, jemand, der Bücher schreibt?«

Da dachte ich, Sie möchten vielleicht wissen, woher die Sachen kommen, die Sie essen. War das nicht recht?«

»Nein, nein, im Gegenteil«, beruhigte er sie. »Das war gut überlegt. Aber wo bitte liegt Osterland? Davon habe ich ja noch nie gehört. Doch nicht bei den Osterinseln?«

»Der Teil Föhrs, auf dem Sie sich nun befinden«, sagte eine männliche Stimme, und hinter dem Rücken der Magd erschien Leisner. Er trug einen weißen Kittel, mit einem Nicken entließ er die Deern. »Die Insel ist von Nord nach Süd geteilt. Osterlandföhr gehört zum Herzogtum Schleswig, Westerlandföhr ist dänisches Mutterland.«

»Ach, wie kurios«, befand Kohl. »Und dieses Herzogtum ist trotzdem Teil des Königreichs Dänemark? Wozu dann diese Grenze?«, wunderte er sich und wies auf den Lehnstuhl an seinem Tisch.

Leisner verbeugte sich und nahm Platz. »Der Grund für derlei staatliche Regelung ist ein gut vierhundert Jahre alter Vertrag«, sagte er und blickte prüfend über den Frühstückstisch. »Beide Inselteile sind voneinander durch eine Staatsgrenze getrennt wie zum Beispiel Preußen von Mecklenburg. Für Osterland ist Wyk das Zentrum, Westerland hat Nieblum.«

»Ich habe schon davon gehört, dass es zwischen dem Herzogtum Schleswig und dem Königreich Dänemark Spannungen gibt.«

»Es gärt unter den Dänen deutscher Zunge und denen, die diesem Wikingervolk von jeher angehörten. Das Parlament in Kopenhagen will gar das Herzogtum ganz dem dänischen Reichskörper einverleiben, viele Schleswiger dagegen sehen ihre Zukunft im deutschen Reich und vereint mit Holstein. Prediger oder Staatsbeamte, die genau dies fordern, werden entlassen. Es ist eine unruhige Zeit.« Leisner seufzte. »Aber eigentlich wollte ich noch einmal bei Ihnen für die nächtliche Unannehmlichkeit um Vergebung bitten und sicherstellen, dass Sie Ihren Tag klaglos beginnen können. Ist alles zu Ihrer Zufriedenheit?«

Kohl machte in Bezug auf die Entschuldigung eine gönnerhafte Geste und bestrich sich demonstrativ ein Brot mit Butter und Konfitüre.

»Was mir den Morgen natürlich besonders versüßen würde«, erklärte er nach einigem Kauen und Schlucken, »wäre eine Tageszeitung. Und verzeihen Sie, dass ich gerade jetzt daran denke, denn es ist ein eher unpassendes Thema für den Frühstückstisch, aber wo bitte befindet sich Ihr stilles Örtchen? Immerhin, auch diese Dinge müssen geregelt werden, nicht wahr?«

Leisner verzog den Mund zu einem Grinsen. »Den Flur hinaus in den Garten, da steht das Häuschen. Man ist dort gänzlich ungestört. Und was Ihre morgendliche Lektüre betrifft, so kann ich Ihnen die Lauenburgische Zeitung, das Itzehoer Wochenblatt und die Leipziger Volkszeitung empfehlen.«

Kohl sah ihn fragend an.

»Die Leipziger waren dieses Jahr so freundlich, unserem Kurort einen ausführlichen Artikel zu widmen. Sie sehen also, wir sind hier nicht ganz aus der Welt.«

Kohl nahm einen Schluck Kaffee, stellte dann aber die Tasse abrupt ab. »Entschuldigen Sie, wie unfreundlich von mir. Möchten Sie etwas mittrinken? Ihr Hausmädchen könnte sicher ein Gedeck dazustellen.«

Leisner winkte ab und deutete auf seinen Magen. »Sehr freundlich, aber zu viel davon vertrage ich nicht.« Er lachte kurz auf. »Dabei sollte man meinen, dass ein Apotheker genug Mittelchen kennt, derlei Unwohlsein zu besänftigen. Aber ich war schon immer der Meinung, dass es besser sei, auf seinen Körper zu hören, anstatt ihn mit einem Pülverchen ruhigzustellen.«

»Das ist mal ein spannendes Thema«, begeisterte sich Kohl und richtete seinen etwas eingesunkenen Oberkörper auf. »Bei all der Chemie, über die Sie gewiss treffliche Kenntnisse haben, werden Sie ein wahrer Zauberkünstler darin sein, Ihren Mitbürgern Linderung zu verschaffen.«

»Nun ja –«

»Das ist auch eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe. Denn wie wusste bereits Paracelsus: Allein die Dosis macht das Gift!«

Leisner starrte ihn regungslos an, dann nickte er verhalten.

»Aber, lieber Herr Leisner, sagen Sie, gibt es eigentlich so etwas wie das ultimative Todesmittel? Eine Substanz für den perfekten Mord? Darüber habe ich oft nachgedacht.«

Leisner erhob sich, zog seine Taschenuhr und blickte ernst auf das Zifferblatt, dann in das verdutzte Gesicht von Kohl. »Es tut mir wirklich leid, Sie unterbrechen zu müssen, aber da sind noch einige dringende Arzneien zu mischen. Die Pillen werden alsbald abgeholt.«

»Entschuldigung, ich wollte Sie nicht aufhalten«, stammelte Kohl.

»Machen Sie sich doch heute mit Wyk vertraut. Die Promenade, der Strand, die Seebadeanstalt und nicht zu vergessen die reizenden Gassen der Inselmetropole. So lässt sich der erste Tag gut verbringen. Ich wünsche Ihnen also einen wunderbaren Aufenthalt und darf mich nun empfehlen.« Damit verbeugte sich Leisner und ließ Kohl am Frühstückstisch zurück.

War er zu weit gegangen? Dabei sollte ein Apotheker sich an so einer Frage nicht stören, fand er. Nichts lag bei diesem Berufsstand näher, wenn man einmal absah von Liebestränken, Schmerzmitteln und allem, was das Leben verlängerte.

Kohl setzte sich mit der verbliebenen Tasse Kaffee an den Schreibtisch. Das Tintenfass war gefüllt, die Federn gespitzt, und in einer Schublade lag brauchbares Papier. Zufrieden begann er eine Liste der Fakten zu erstellen, die er über die Insel sammeln wollte.

Dabei überhörte er ein leises Klopfen und horchte erst auf, als es kräftiger wurde. »Herein!«, rief er und sah zur Tür.

Die Hausmagd erschien mit einem leeren Tablett unter dem Arm, trat an den Frühstückstisch und räumte ihn schweigend ab. Gedankenverloren sah Kohl ihr zu, legte seine Feder aus der Hand und räusperte sich.

»Sagen Sie, was war das für eine Geschichte mit dem Skelett? Braucht ein Apotheker so einen Knochenmann?«

Die Magd schaute ihn verständnislos an.

»Ja, ich meine das Ding, das Sie abstauben sollten und das mich in der Nacht hier neben dem Schreibtisch frech grinsend erwartet hat.«

Sie schien unsicher, wie ernst er das Ganze nahm, und Kohl ließ sie darüber im Ungewissen.

»Störtebeker ist immer im Weg«, erklärte sie in einem Ton leichter Empörung und füllte weiter das Tablett. »Mal darf er nicht im Geschäft stehen, dann nicht in der guten Stube des Herrn Apothekers, jetzt auch nicht hier. Er wandert durchs Haus wie ein Untoter.«

»Störtebeker? Sie wollen aber nicht behaupten, dass es sich dabei um unseren Nationalpiraten handelt.«

Die Magd lachte auf und machte eine wegwerfende Bewegung. »Aber nein, mein Herr. Wir nennen ihn so, weil er den Kopf lose hat. Vielleicht abgeschlagen, wie bei dem Klaus in Hamburg. Herr Leisner meint, da ist ein Stück am Hals gebrochen.«

»Beim Skelett?«

»Ich verstehe nichts davon. Bloß, wenn ich den unglücklichen Kerl so durchs Haus schiebe, überkommt mich ein so schöner Grusel. Und der Störtebeker, hat der die Beute nicht immer gerecht geteilt und auch an die Armen gedacht? Wenn der es wirklich ist, wer weiß das schon, dann soll er es bei uns gut haben.«

Kohl schüttelte den Kopf. Volkssagen, das wusste er von all seinen Reisen, lebten immer weiter und bewahrten sich ihre Lebendigkeit bis in die Gegenwart.

»Der war Pirat. Das ist der nicht geworden, indem er lieb war. Raub und Totschlag war sein Geschäft. Da bin ich nur froh, dass er jetzt nicht mehr hier im Zimmer ist. Wo ist das Knochengestüst denn jetzt?«

»Ich habe es in die Rezeptur geschoben, da, wo der Herr

Apotheker seine Pillen dreht und Tinkturen braut. Bald wird es Herrn Leisner sicher wieder zu eng, und dann schiebe ich es in den Laden, und von dort aus geht es weiter. Immer rum. Wie ich schon sagte.«

»Hauptsache, nicht zu mir!«

»Dabei macht der doch nichts. Er braucht ja nicht mal Brot oder Luft. Es gibt sogar feine Leute, natürlich Badegäste, die sich für das Skelett interessieren.«

»Wirklich?«, meinte Kohl verwundert.

»Herr Leisner weiß aber auch viel, immer hat er irgendwelche Bücher mit Menschenteilen aufgeschlagen, die er studiert. Einmal durfte eine Dame sogar den Schädel ein wenig bewegen und tat ganz ernst dabei. Erst als unser Herr Pastor den Laden betrat, ließ sie ab und sprach hastig über irgendein Mittel zum Einreiben. Und wer musste es dann wieder wegräumen?«

Das war ihr Stichwort, denn nun war das Frühstückstablett gefüllt und die Krümel vom Tisch gefegt. Kohl hatte ihr fasziniert zugehört.

»Wenn ich dann gehen dürfte, im Haus gibt es noch viel zu tun.«

Kohl nickte und blickte ihr hinterher, wie sie, das Tablett auf einem Arm balancierend, die Tür hinter sich schloss. Die Tasse auf seinem Schreibtisch hatte sie vergessen.

Bevor Kohl sich aufmachte, dem Flecken Wyk die Ehre zu geben, suchte er noch das Häuschen im Garten auf. Bei dem anschließenden Gang über die Wiese, vorbei an den Büschen und Blumen, streichelte er die Ziegen, sog die Luft ein und sah prüfend zum Himmel. Wie praktisch, ganz ohne Etikette nach draußen treten zu können, um das Wetter zu erforschen. Das Grau des Morgens verschwand, bauschige Wolken legten sich vor ein vielversprechendes Blau. So wollte er es an diesem Herbsttag allein mit seinem Rock versuchen und ging hinein.

Aus seiner kleineren Reisetasche nahm er ein Notizbuch und einen Bleistift, griff nach seinem Zylinder und trat hinaus auf die breite Gasse. Welch ein Kontrast zur Idylle hinter dem Haus. Modisch gekleidete Paare in Seide und Tweed begegneten einander und grüßten formvollendet. Kräftige Burschen zogen und schoben Karren durch den Sand, in dunkle Stoffe gehüllte Frauen, meist mit einem Korb unter dem Arm, gingen ihren Besorgungen nach. Kohl erinnerte sich grob an die Lage des Hafens und schlug die Gegenrichtung ein, hielt sich ab der nächsten Hausecke links und stieß so auch bald auf die Uferpromenade. Eine Allee junger Ulmen säumte den Weg, der leicht erhöht den Ort von Strand und Meer trennte. Wyk wurde hier durch eine Reihe von Villen und stattlichen Häusern repräsentiert, die bewiesen, dass die Zeiten des einfachen Meerdorfes vorbei waren. Wenige Kinder spielten im Sand, natürlich unter Aufsicht. Die Ebbe hatte längst eingesetzt und den modrig braunen Meeresboden freigegeben.

Kohl schaute kurz auf seine glänzenden Schuhe und verzichtete auf einen Strandgang. Ihn hätte die Aussicht auf heranschäumende Wellen gereizt, aber so folgte er dem Beispiel der anderen Seebadgäste und flanierte unter den Bäumen bis zum Ende der Allee. Dann wandte er sich wieder nach rechts

dem Ort zu und schlenderte durch die Gassen. Den prächtigen Häusern, die die Promenade säumten, folgten zum Ortskern hin die niedrigeren Behausungen von Fischern und Seeleuten. Diese ersten Eindrücke waren ihm besonders wichtig. Die andere Geschwindigkeit des Lebens, die Kleidung der Einheimischen, Licht und Landschaft, eigentümliche Gewohnheiten. Wie schnell hatte sich das Auge an so etwas gewöhnt. Dabei war es gerade das, was er seinen Lesern mitzuteilen gedachte.

Plötzlich gewahrte Kohl in einer der beschaulichen Gassen einen Auflauf. Passanten sammelten sich, reckten die Häse, die getünchten Wände warfen Gemurmelt und Rufe zurück. Neugierig trat er hinzu und drängte sich unter Entschuldigungen nach vorne. Inmitten der Leute stand ein Gendarm in Uniform. Sein Gesicht wirkte verkniffen, und sein blauer Rock war mit Schmutz bedeckt, als hätte er sich auf der Erde gewälzt. Die eine Hand lag am Griff seines Säbels, die andere hatte er in das Hemd eines Gefangenen gekrallt. Auch der schien, dem Dreck auf seiner Kleidung nach, am Boden gelegen zu haben. Der Mann war an den Händen in Eisen gelegt und widersetzte sich bockig dem Uniformierten, der ihn weiterziehen wollte.

Kohl sah aufmerksam zu. Das hier war etwas nach seinem Geschmack. Eine energiegeladene Szene auf einer sandigen Gasse zwischen niedrigen, mit Reet gedeckten Häusern. Rohheit und Armut sprachen aus der Szenerie – so also konnten die nordfriesischen Inseln auch sein.

Die hellbraune Haut des Gefesselten zeigte, dass er von sehr weit her gekommen sein musste. Er trug lange Hosen, ein großes Hemd und darüber eine dunkle Weste. Im Gesicht stand ein dünner Backenbart, und seine schwarzen Haare hatte er straff nach hinten zu einem Knoten gebunden. Von der Unterlippe bis zur Kinnschuppe zierte ihn eine Tätowierung, ein aus vier Kringeln bestehendes, abgerundetes Viereck. Verbunden mit dem weit geöffneten Mund und den aufgerissenen Augen mit ihrem leuchtenden Weiß wirkte der Mann auf Kohl exotisch. Er dachte an die kolorierten Kupferstiche aus dicken ethnolo-

gischen Folianten und war sich sicher, dass es sich bei dem Kerl um einen Südseeinsulaner handelte, noch keine vierzig Jahre alt. Kohl war elektrisiert. Was um alles in der Welt war hier im beschaulichen Wyk geschehen?

»Der Wilde hat einen Jungen erschlagen, bei der Lembecksburg. Einen Föhler. Wir haben ihn erwischt, als er fliehen wollte«, rief ein stämmiger Friese, seiner Kleidung nach ein Bauer. »Ich habe genau gesehen, wie er an dem Toten herumgerissen hat, und als er mich dann erkannte, ist er weggelaufen.«

Der Gendarm zerrte seinen Gefangenen von der Gasse weg in einen schmalen Gang zwischen zwei Häusern, gefolgt von dem Bauern, der den Umstehenden weiter berichtete. »Jetzt kommt er hinter Schloss und Riegel. Hat sich jahrelang beim alten Hansen verkrochen, aber ihrer Natur müssen sie trotzdem gehorchen, diese Menschenfresser. Ich habe ihn wohl gestört, wie er sich über den Jungen hermachen wollte.« Verächtlich spuckte er auf den Boden. »Und so was lebt unter uns Christenmenschen, eine Schande ist das. Wir waren gerade auf der Weide und haben einen Graben gesäubert. Aber als er so weggelaufen ist, ganz aufgereggt, sind wir gleich hinterher, ich und mein Knecht. Der Kerl war mir noch nie geheuer.«

Einige der Einheimischen nickten zustimmend.

»Ein Blick auf den Toten und das viele Blut, dann haben wir ihn mit unserem Pferdekarren eingeholt. Im Wäldchen bei der Vogelkoje wollte er sich verstecken, nahe der Grenze. Aber wir haben ihn da rausgescheucht wie einen Fasan. Er ist immer weiter östlich gelaufen, hat Haken geschlagen. Auf den Weiden vor Alkersum hatten wir ihn dann.«

»Ich nicht töten, nur finden! Warum ich das machen?«, rief der Gefangene und bäumte sich ein letztes Mal auf, dann schien ihn alle Kraft zu verlassen, und er gab sich zusammengefallen in die Hände des Uniformierten. »Armer Junge schon tot.«

»Pana, gib auf. Ich habe mich mit dir genug im Dreck gewälzt«, knurrte der Gendarm und schob ihn vor sich her.

In den schmalen Gang konnte ihm die Menge nicht folgen,

auch Kohl nicht. Den Äußerungen der Umstehenden entnahm er, dass am Ende des Weges zwischen den Häusern ein kleines Gefängnis auf den Insulaner wartete.

»Der Wilde hat sich an einem Jungen vergangen?«, schrillte unter den Gaffern die Stimme einer Frau durch die Stille. Die Dame schob ihre Haube nach hinten, um kein Detail der Szene zu verpassen.

»Wer ist denn dieser Hansen, kennt den jemand?«, fragte ein Mann, dann redeten alle durcheinander.

»Entsetzlich, in Ketten gelegt wie ein Sklave. – Wir müssen uns um die Kinder sorgen! – Habe immer gewusst, dass man den Heidenvölkern nicht trauen darf. – So jemand auf unserer Insel? – Warum war der Kerl nicht unter Aufsicht? – Pana, was ist das überhaupt für ein Name.«

Kohl wandte sich ab und zog in einer ruhigen Ecke sein Notizbuch und den Bleistift hervor. Er wollte festhalten, wie dieser gefangene Südseeinsulaner die idyllische Atmosphäre des Badeortes zerstörte und Mord und Blut mit sich brachte. Auch ein erstes Ausflugsziel hatte er bereits. Die Lembecksburg.